

Die Hitze, die Flöhe, der Kick

Ein Jahr lang hat Sebastian Junger ein amerikanisches Platoon in Afghanistan begleitet: Sein Buch „War“ erzählt von den Seelen der Soldaten im Krieg - und wie er sie süchtig machte.

Julia Encke, FAS, 31.10.2010

Als Sebastian Junger, Reporter der amerikanischen Zeitschrift „Vanity Fair“ und Autor des Weltbestsellers „Der Sturm“, im Juni 2007 mit dem Fotografen Tim Hetherington ins Korengal-Tal nach Afghanistan aufbrach, um den Einsatz eines Platoons der amerikanischen Armee zu begleiten, sagte man ihm, er fahre ans Ende der Welt, in die Hölle, an den gefährlichsten Ort des Planeten.

Jedenfalls war das Korengal-Tal unter den Soldaten als solcher Ort verschrien; ein schmaler Einschnitt im Vorland des Hindukusch, der so etwas wie das Afghanistan von Afghanistan war: zu abgelegen, um erobert werden zu können, zu arm, um sich einschüchtern, zu autonom, um sich kaufen zu lassen.

Es gab Gerüchte, dass der 11. September 2001 zumindest teilweise im Korengal-Tal geplant worden war und dass Usama Bin Ladin und Ayman al Zawahiri auf ihrem Weg nach Pakistan das Gebiet regelmäßig durchquerten. Die Sowjets waren hier nie weiter gekommen als bis zum Eingang des Tals, die Taliban hatten sich gar nicht erst hineingewagt. 2006 hatte es die amerikanische 10. Mountain Division bis zum südlichen Ausgang geschafft, als lokale Milizen und arabische und pakistanische Kämpfer, die ihnen im ansteigenden Gelände überlegen waren, von der anderen Seite der Grenze das Feuer auf sie eröffneten.

„Damn the Valley“ hieß noch 2007 unter den Soldaten des Platoons der inoffizielle Slogan, dem man, eingeritzt an Hüttenwänden und Latrinen, sogar am weit entfernten Luftwaffenstützpunkt in Dschalalabad wiederbegegnen konnte. Für die Soldaten war es die Kurzformel für das, was der Krieg ihnen antat: Sie befanden sich in ihrem dritten Lebensjahrzehnt, und einen erheblichen Teil davon sollten sie in einem Tal verbringen, das sechs Meilen lang und sechs Meilen breit war und das sie vielleicht nicht lebend verlassen würden. Verfluchtes Tal. Viele Männer hatten es sich auf den Arm tätowieren lassen: „DTV“.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als Kriegsreporter hätte Sebastian Junger ein Tal, das sich als Afghanistan von Afghanistan beschreiben lässt, leicht zum Symbol machen und anhand des Korengal den Versuch unternehmen können, den gesamten Krieg zu erklären: militärische Strategien, politische Verstrickungen, wirtschaftliche Interessen. Er hätte dafür die übergeordnete Perspektive eines souveränen Beobachters wählen können, ein subjektives, ins Geschehen involviertes Ich oder sich, wie Reporter mit Einfühlungsmanie das so gerne machen, einen Protagonisten aus dem Platoon suchen und sich in seinen Kopf hineinphantasieren können, um das Geschehen aus dessen Blickwinkel zu beschreiben.

Doch tut Sebastian Junger all das nicht. Und genau das ist es, was seine Reportage, die morgen unter dem Titel „War - Ein Jahr im Krieg“ im Karl-Blessing-Verlag erscheint, so faszinierend und überzeugend macht. Denn bei Junger, der sich bei der US Army „einbetten“ ließ, um zu erfahren, wie es ist, in einem Platoon der Combat Infantry zu dienen, bestimmt die Unordnung des Geschehens die erzählerische Ordnung.

An keiner Stelle gibt es mehr Übersichtlichkeit als in der Beobachtung und Wahrnehmung der Beteiligten tatsächlich vorhanden ist. Weder erhebt er sich retrospektiv über die Ereignisse, noch macht er das eigene Erlebnis zum besonderen Drama - und das nicht einmal in Momenten, in denen er und sein Fotograf durchaus gute Gründe dafür gehabt hätten: Als sich Tim Hetherington bei einer Nachtoperation den Knöchel bricht, der Sanitäter ihm aber sagt, er sei nur verstaucht, damit er weiterläuft, mit gebrochenem Wadenbein den ganzen Berg hinauf, macht Junger daraus keine heroische Durchhalteanekdote.

Er nimmt den Bericht darüber zum Anlass für grundsätzliche Überlegungen über den Geisteszustand der Erschöpfung, über das immer wieder empörende Gefühl, etwas so Menschliches wie Erschöpfung nicht empfinden, niemals schlappmachen zu dürfen: Wer der Erschöpfung nachgibt, hat auf einer bestimmten Ebene die Entscheidung getroffen, sich über alle anderen zu stellen. Er bringt alle anderen in Gefahr. Und - so formuliert es Junger - „wer nicht bereit ist, für andere zu marschieren, ist ganz sicher nicht bereit, für sie zu sterben. Es wird zur Gewissensfrage, ob derjenige überhaupt zum Platoon gehören darf.“ Als „eingebetteter“ Reporter weiß Junger, dass für ihn und seinen Fotografen nichts anderes gilt.

Sebastian Junger schreibt aus dem unmittelbaren Geschehen heraus. Was er dokumentiert, ist der Alltag der Soldaten, von der Hitze, den Taranteln, den Flöhen, über militärische Ausrüstung, körperliche und psychische Konstitution der einzelnen bis hin zu den harten, schockierenden, unerwarteten Momenten des Gefechts, in die seine Kompanie in den fünfzehn Monaten überdurchschnittlich oft verwickelt ist. Er habe, schreibt Junger im Vorwort, neben dem Notizbuch eine Videokamera dabeigehabt und, zusammen mit Hetherington, Material von fast hundertfünfzig Stunden gedreht, die er bei seiner Darstellung später zu Hilfe genommen habe. Ein Dokumentarfilm, benannt nach einem gefallenem Sanitäter, „Restrepo“, ist aus diesem Material inzwischen

entstanden, mit dem Junger und Hetherington dieses Jahr den Grand Jury Prize des Sundance Film Festival gewonnen haben.

Auch beim Schreiben verwendet er immer wieder die Technik des Kameraauges, gepaart mit einer Sprache, die sich mit einer Menge eingestreuter Abkürzungen bewusst an den Kriegsjargon der Soldaten anlehnt: „IBA“ für „Interceptor Body Armor“, eine ballistische Schutzweste; „KOP“ für „Korengal Outpost“, dem Namen der militärischen Basis oder „LRAS“ für „Long Range Advanced Scout“, dem Namen für ein Überwachungsgerät. Er ist auf diese Weise nahe dran an jenen, deren körperlichen und psychischen Zustand er nachzuvollziehen und zu ergründen sucht.

Denn im Grunde geht es Junger darum, so etwas wie die condition humaine unter extremsten militärischen Lebens- und Kampfbedingungen zu erfassen; um eine Mentalitätsgeschichte, abgeleitet aus der unmittelbaren Wahrnehmung soldatischer Kriegserfahrung. Wer wissen will, was es bedeutet, an gefährlichster Front in Afghanistan im Einsatz seinen Dienst zu leisten, erfährt es mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit tatsächlich hier.

„War - Ein Jahr im Krieg“ ist damit vor allem auch eine Erzählung über die Psychologie des Soldaten im Einsatz, süchtig nach dem Adrenalinkick, dessen schlimmste Erlebnisse zugleich erinnerte Minuten größtmöglicher Lebensintensität sind. Einem Kriegsveteranen, schreibt Sebastian Junger über die Männer des Platoons nach Ende ihres Einsatzes, kann die zivile Welt belanglos und öde erscheinen, eine Welt, in der nichts auf dem Spiel steht. Er zitiert den Soldaten O'Bryne: „Jeder Kampf bringt einen solchen Adrenalinrausch, und ich fürchte fast, dass ich dieses Adrenalin suchen werde, wenn ich nach Hause komme. Und wenn ich es nicht finde, fange ich zu trinken an und krieg Ärger. Die Leute zu Hause meinen, wir trinken wegen der schlimmen Sachen, aber das stimmt nicht. Wir trinken, weil uns die guten Sachen fehlen.“

Für manche gilt damit ein grausames Paradox: Nachdem sie heimgekehrt sind, müssen sie feststellen, wie schrecklich sie das vermissen, was eigentlich die schlimmste Erfahrung ihres Lebens hätte sein müssen.

Zum Einsatz unter extremsten Bedingungen gehört auf diese Weise die fehlende Perspektive auf ein normales Leben nach dem Krieg. Zu Hause konnten sie alles Mögliche gewesen sein - schüchtern, hässlich, reich, arm, unbeliebt -, all das war im Feuergefecht völlig unerheblich. Was hier zählte, war allein der Einsatz, den der Einzelne für den Rest der Gruppe leistete. Beziehungen wurden davon bestimmt, ob man der anderen Person sein Leben anvertrauen konnte. Diese Regeln gelten nach einem Einsatz dann plötzlich nicht mehr. Ein Soldat wie O'Bryne, der sich zwei Jahre lang ununterbrochen in Hörweite seiner Kameraden aus dem Platoon aufgehalten hat, weiß nicht, wie er auf Einsamkeit reagiert. Er hat sich auch noch nie einen Arzttermin

besorgen oder sich um eine Wohnung kümmern müssen. All das hat immer die Armee für ihn geregelt. Wie soll er sich da jetzt zurechtfinden?

„Viele Leute sagen mir, ich könnte alles werden, was ich wollte“, erzählt O'Bryne Sebastian Junger, als sie sich Monate nach dem Einsatz - der Platoon hat sich längst aufgelöst - wiedertreffen. „Wenn das stimmt, warum kann ich dann kein Scheißzivilist sein und ein scheißnormales Leben führen?“

O'Bryne hat zu diesem Zeitpunkt längst wieder unterschrieben und ist zurück bei der Armee. Der Kriegseinsatz, davon erzählt Junger auch, bringt Menschen hervor, die, hoch spezialisiert und ohne Kompetenz für die Anforderungen des zivilen Lebens, nur Krieg können, denen der Krieg zum Leben wird. Und vielleicht ist das die erschütterndste Nachricht: dass, wo Soldaten ins Gefecht geschickt werden, eben dieser psychologische Mechanismus immer auch in Kauf genommen wird.

Sebastian Junger: „War - Ein Jahr im Krieg“. Aus dem Amerikanischen von Teja Schwaner. Karl-Blessing-Verlag, 336 Seiten, 19,95 Euro